

Aus der Schule geplaudert...

von Marco Seltenreich

I. Volksschule

Es hat nur zwei Jahre gedauert, ehe ich mich nach der Matura wieder nach dem damals gehassten Schulalltag zurücksehnte. Aber ich bin mir im Klaren darüber, daß man erst draufkommt, wie schön das Leben damals war, wenn man dieses Kapitel endgültig hinter sich gelassen hat.

Eigentlich war ich ein ziemlich unbeliebter Schüler. Der „Blade“ mit den zwei linken Händen. Von den ersten zwei Volksschulklassen in der Dunantgasse ist mir nicht viel im Gedächtnis geblieben. Außer vielleicht, daß ich dauernd gute Noten bekam und ziemlich oft verhauen wurde. Und das nicht nur innerhalb der Schulmauern. Auf meinem kurzen Schulweg von der Schwaigergasse in die Dunantgasse begegnete ich ab und zu einem dubiosen Typen, der mich ständig anstänkernte. Einmal kam es zum Eklat, als er mich in eine Lacke stieß und ich um acht Uhr wie ein begossener Pudel statt in der Schule wieder im Lebensmittelladen meiner Mutter auftauchte. Seltsamerweise weiß ich nicht mehr, weswegen er und ich uns auf den Tod nicht ausstehen konnten. Fest steht nur, daß ich ihn heute - rund zwanzig Jahre nach meiner Volksschulzeit - wiederentdeckt habe. Er arbeitet als Eisverkäufer in einem Eissalon am Pius-Parsch-Platz, scheint sich aber an mich nicht mehr erinnern zu können. Gut so. Ich bin noch immer ein Feigling (die wahre Bedeutung des Begriffes „Pazifist“) und er ist noch immer zwei Köpfe größer als ich.

Ein Vorkommnis wird heute noch von meinen Eltern gerne als frühen Beweis für meine Hinterlist vorgetragen: Zugegeben, die Sache mit dem nachkorrigierten Diktat entbehrt nicht einer gewissen Komik. Aber, jeder weiß ja, wie es mit genialen Plänen ist: Gelingen sie, ist man ein Held - schlagen sie fehl, ist man der ultimate Verlierer. Aber der Reihe nach: Ich war in der Dunantgasse der absolute Intelligenz-King der Klasse. Dementsprechend groß war der Leistungsdruck, diesen Ruf erfolgreich zu verteidigen. Als ich nach einem Diktat draufkam, daß ich ein Wort falsch geschrieben hatte, unsere Lehrerin in der Pause gerade die Klasse verlassen hatte und die Diktathefte scheinbar unbewacht auf ihrem Pult lagen, beschloß ich, kühn zur Tat zu schreiten. Ich ging kurzerhand zum Lehrertisch, schnappte mein Heft und besserte den einzigen Fehler aus. Daß es statt Standing Ovationen letztendlich doch nur eine Vorladung für meine Eltern gab, hatte ich einem asozialen Mitschüler zu verdanken, der meine Tat eine Minute nach Beginn der nächsten Stunde brühwarm der Lehrerin beichtete. Da es damals noch keine Fünfer gab (eine Rücksicht, die sich in den nächsten Klassen bald aufhörte), bekam ich unter mein schönes, fehlerfreies Diktat ein „Maxerl“ - die absolut schlechteste Note im Diktat-System. Leid tat mir meine „Linke“ nie. Ich war nur empört, daß ich statt einem mir zustehenden „römischen Einser“ ein „Maxerl“ gefangen hatte. Dem Beginn einer vielversprechenden Karriere eines „Schul-Märtyrers“ stand nichts mehr im Wege. Trotz aller Unannehmlichkeiten wegen dieser Sache schaffte ich das, was jeder Schüler zumindest einmal in seiner Laufbahn schaffen sollte: Ein Jahreszeugnis mit lauter Einsern. Bei der Matura kann das jeder. In der ersten Klasse Volksschule gehört schon eine gewisse Portion Fleiß und Selbstbeherrschung dazu. Aber in der zweiten Klasse hörte sich diese ekelhafte Streberei ohnehin schon wieder auf. Ich vollbrachte dagegen ein ganz anderes Kunststück: Einen Dreier in „Werkerziehung“ zu bekommen - für Volksschulverhältnisse eine wirklich miese Note. Ich habe zwar keinen Schimmer mehr, was wir damals gezimmert haben, aber immer wenn ich heute einen Nagel in meiner Wohnung einschlage, muß ich den Lehrern von damals zugestehen, daß sie meine Leistungen wohl richtig eingeschätzt haben.

Doch diesen Professoren kehrte ich nach der 2. Klasse ohnehin den Rücken. Denn meine Eltern meinten, daß eine öffentliche Volksschule für mich nicht das Richtige wäre. Die Alternative hieß „Katholische Privatschule der Schulbrüder Strebersdorf“. Und damit war es vorbei mit dem Fünf-

Minuten-Schulweg. Tante Ricki, eine der Verkäuferinnen meiner Mutter, wurde eingespannt, um mir die alleinige Bewältigung des Schulweges zu lehren. Am ersten Tag fuhren wir gemeinsam mit der Straßenbahn nach Strebersdorf. Beim Rückweg wurde ich von Tante Ricki „beschattet“, ob ich mir auch gemerkt hatte, wo ich aussteigen muß. Aber die fünfzehnminütige Straßenbahnfahrt war nicht das einzige, an das ich mich gewöhnen mußte. In Strebersdorf gingen die Uhren in vielerlei Hinsicht anders. So war ich dort halbtäglich angemeldet, was bedeutete, daß ich täglich bis 17.15 Uhr in der Schule bleiben mußte. Außerdem trugen viele der Lehrer Kutten. Ein dämlicher Anblick. Aber da die Eltern der vielen hundert Schüler dort pro Monat einen nicht geringen Betrag (ich glaube, es waren 3.000 Schilling) zu berappen hatten, mußte man sich von den öffentlichen Schulen abheben. Das versuchte man unter anderem mit halbwegs strenger Disziplin. Statt einem Mitteilungsheft gab es den berühmten „Wochenbericht“. Das waren orangene Kärtchen, in denen jede Woche eine Note für Fleiß und Betragen vermerkt wurde. Die Eltern mußten das unterschreiben. Für die Lehrer (Vormittag) und Erzieher (Nachmittag) war das natürlich ein willkommenes Druckmittel. „Marco schwätzt während des Studiums. Betragen:2“ lautete etwa eine gängige Eintragung. Die schlimmste Note, die man sich einfangen konnte, war ein Dreier, die beste ein römischer Einser. In der Volksschule blieb das noch ungesühnt, im Gymnasium hatte man dafür am Samstag Nachmittag nachzusitzen. Aber dazu später. Streng ging es auch beim gemeinsamen Mittagessen zu. Denn dort herrschte Sprechverbot. Jeweils ein Schüler wurde zum Aufpasser ernannt und mußte den Rest des Nachmittags vor jenen fliehen, die er beim Erzieher verraten hatte. Eigentlich eine ziemlich üble Sache, die Schüler gegeneinander auszuspielen, wenn man heute darüber nachdenkt. Aber damals übernahmen sowieso die Erwachsenen das Denken für einen. Was jetzt nicht heißen soll, daß die Zeit damals nicht schön war. Bis auf ein paar dämliche Sachen war die Volksschulzeit dort wirklich nett. Jeden Nachmittag wurde Fußball gespielt und es gab sogar ein eigenes Sportzentrum mit Schwimmbad, Halle und Laufbahn. Und, um der Sportlichkeit das I-Tüpfelchen aufzusetzen: Es gab erstmals einen Skikurs. Das Geflenne war natürlich herzerreissend, als ich das erste Mal eine Woche von Zuhause weg sollte. Klarerweise war die Woche das Aufregendste, was ich zum damaligen Zeitpunkt erleben durfte. Weniger aufgrund der Skitouren - dem Wintersport stand ich mehr als lustlos gegenüber - aber vielmehr aufgrund der unterhaltsamen Nächte, in denen man ausprobieren konnte, wie weit man beim aufsichtführenden Lehrer zu später Stunde gehen konnte. Überhaupt waren die wichtigen Aspekte damals noch von erfrischend naiver Natur. Neben wem man im Bus saß oder mit wem man den Schleplift benützte, waren wirklich essentielle Dinge, die einen in der sozialen Rangordnung innerhalb der Klasse gleich um etliche Positionen nach oben oder unten katapultieren konnten. Gut erinnere ich mich auch noch an den unvermeidlichen Schauspielabend, bei dem alle Zimmer einen Sketch aufzuführen hatten. Wir mimten eine Wirtshauspartie - ohne Story, ohne Pointen, ohne irgendwas - und mußten nach zirka 15 Minuten von den Lehrern mit Gewalt von der Bühne gezerrt werden.

Auch im Klassenzimmer war ich weniger auf den Mund gefallen. Freilich nur, wenn es um diverse Blöðheiten ging. Neben wem ich auch saß, ich schaffte es immer, im Klassenbuch „lobend“ erwähnt zu werden. Das allerdings nicht immer zum Wohle der restlichen Klasse. Ich erinnere mich an einen ungemütlichen Vormittag, an dem Thomas Fassel und ich solange unsere Späße trieben, bis die Klasse eine wirklich ungute Hausaufgabe ausfaßte. Wie in Startblöcken warteten wir angespannt auf das Klingelzeichen, um uns in die sicheren Klokabinen zu flüchten und dem Zorn der auf Rache brennenden Mitschüler zu entkommen. Wir schaffte es mit Mühe und Not, waren aber dann trotzdem den ganzen Tag lang die Prügelknaben.

Mit Büchern hatte es eine, aus heutiger Sicht skurrile, Bewandnis: Wenn man sich ein Buch aus der Bibliothek ausborgte, mußte man beim Zurückbringen eine mündliche Nacherzählung darbringen. Ich borgte mir ein einziges Mal ein Buch aus: „Der kleine Nick und seine Bande“ von Asterix-Vater Renè Goscinny. Ich las keine Zeile und wurde beim Zurückgeben nach dem Kapitel „Herr Bordenau hat was gegen die Sonne“ gefragt. Ich log das Blaue vom Himmel herunter, kam damit durch und war danach so neugierig, daß ich mir das Buch nochmal auslieh. Heute steht eine

Ausgabe davon in meinem Bücherregal und ich halte es nach wie vor für eines der unterhaltsamsten Kinderbücher, die jemals geschrieben wurden.

In Strebersdorf war ich meine Rolle als Klassenbester mit einem Schlag los. Wirklich glänzen vermochte ich nur mehr in einem Fach: Zeichnen. Und so kam es, daß ich eines Tages in das Zimmer des Direktors bestellt wurde, ohne etwas angestellt zu haben (zumindest fiel mir am Weg dorthin nichts ein, wofür ich nicht schon mein „Schmalz“ ausgefaßt hatte). Der Direktor, Provinzial Bruno Schmidt (auch „Bruder Bruno“ genannt) war ein imposanter Mann. Groß, kräftig, Hängebäckchen und ein Bass, der einem Volksschulknirps ganz schön zusetzen konnte. Natürlich trug auch er eine Kutte. Wie gesagt, an diesem Tag war Bruno ziemlich freundlich und er teilte mir mit, daß eine meiner Zeichnungen dazu auserkoren worden war, im Jahresbericht zu prangen. Das tat sie dann auch - ganz vorne. Und ich war natürlich stolz wie ein Pfau. Und ich war in noch einer Sache gut: Singen. Da unsere Klassenlehrerin auch die Leitung des Schulchors über hatte, blieb mir eigentlich nichts anderes übrig, als dort die Stimmbänder zu schwingen. Aber zugegeben, mir gefiel das damals ziemlich gut. Die Liedauswahl war freilich nicht so aufregend. Was soll eine katholische Privatschule schon singen, wenn nicht diverse „Preiset den Herrn“-Songs? Höhepunkt der Chor-Aktivitäten war ein Jugendsingen der katholischen Privatschulen im Stephansdom im Juni 1983.

Mit der Kirche war das in Strebersdorf überhaupt so eine Sache. Da sich in der Anton-Böck-Gasse eine eigene Kirche der Schulbrüder befand, war es unvermeidlich, daß man im Schnitt einmal pro Woche zu einer Messe geschleppt wurde. Und das ist auf die Dauer für einen Achtjährigen eine furchtbar öde Angelegenheit. Andererseits war es nirgends so verboten, Schabernack zu treiben, wie dort. Wer in der Kirche beim Blödeln erwischt wurde, der durfte schon damit rechnen, mit seinen Eltern bei Bruder Bruno zu sitzen und im eigenen Saft zu schmoren. Aber gerade deswegen war es so reizvoll, während der Messe die Sau rauszulassen. Ich wurde „gottseidank“ nie erwischt. In der Volksschule wurden wir weiters dazu angehalten, einmal pro Woche die Beichte abzulegen. Trotz hartnäckiger Versuche der Brüder setzte sich das nicht durch. Bei mir hätte das vermutlich auch viel zu viel Zeit in Anspruch genommen...

II. Gymnasium

Mit dem Übertritt ins Gymnasium änderte sich jede Menge: Zum einen wechselten wir ins Hauptgebäude der Schule über, zum anderen war es nun mit der Schonzeit in Hinblick auf Betragen und Leistung vorbei. Bei schlechten Wochenberichten gab es nun wirklich groben Stunk. Wenn Bruno jeden Freitag Nachmittag durch die Klassen streifte, konnte es wirklich ungemütlich werden. Wobei: Es kam natürlich auch zu wirklich skurrilen Situationen, in denen man als Schüler zwar vielleicht ein reines Gewissen, aber dennoch keine Chance auf Gerechtigkeit hatte. So balgten sich Philipp Klos, Oskar Pawelka und ich eines Nachmittags in aller Freundschaft auf der Wiese herum, ein Erzieher beobachtete dieses und verpaßte mir eine Eintragung ins Wochenheft, wonach ich einen „Mitschüler verprügelt“ hätte. Als Direktor Bruno in dieser Woche die mich betreffende Litanei anhörte, wurde er richtig böse und verdonnerte mich zu einigen Nachsitz-Samstagen. Das nächste Mal kam er mit den Worten herein, „Seltenreich, Sie sind in der ganzen Schule als Schläger verschrien.“ Gerade ich, der ohnehin so feig war, daß ich jeder möglichen Konfrontation aus dem Weg ging! Aber Bruno hatte sich sein Bild gemacht und fortan war ich für ihn der brutale Raufbold. Natürlich hatte ich nach dieser Woche nie wieder eine dementsprechende Eintragung im Wochenheft - woher auch. Stunk hatte ich trotzdem jede Menge. Unter anderem mit dem Leiter des Heims, einem gewissen „Herrn Kaiser“. Dieser - klein, bebrillt und in jeder Hinsicht der absolute Losertyp - schnauzte mich eines Tages am Gang an, als ich gerade den Kopf in unseren Pausenraum steckte: „Warum brüllst Du so deppat umananda?“ Alle Versuche, ihm beizubringen, daß ich keinen Piep von mir gegeben hatte, schlugen fehl. Im Gegenteil: Er bezichtigte mich der Lüge und ich machte in meinem Gerechtigkeitswahn solange einen Tanz` bis er folgendes beschloß: Ich sollte fortan jeden Tag in der Früh in sein Zimmer kommen. Und zwar solange, bis

ich meine „Lüge“ zugab. Ich trottete drei Tage lang an, weigerte mich, seine Version anzuerkennen (was ihn jedesmal bis zur Weißglut aufregte) und berichtete schließlich meiner Mutter, was sich da abspielt. Diese war vorsichtig, weil sie genau wußte, daß ich kein Braver nicht war. Aber schließlich glaubte sie meinen Beteuerungen, fuhr am nächsten Tag mit zum Heimleiter und putzte ihm das G`stell.

Seit diesem Tag hatte ich nie wieder Probleme mit diesem Typen. Er hatte offenbar keine Lust, sich mit Eltern anzulegen, die seine Autorität anzweifelden. Wenn meine Mutter damals nicht aufgekreuzt wäre, hätte mich der Typ vermutlich vier Jahre lang bis auf's Blut gequält. Aber auch ohne Kaiser's Feindschaft gelang es mir, immer zu den Schlimmsten zu gehören. Dieses Prädikat verdiente man sich, wenn man mit Regelmäßigkeit am Samstag nachsitzen mußte. Und das war wirklich ein deprimierendes Erlebnis. Während die anderen zu Mittag heimgingen, mußte man sich in irgendeinem Zimmer einfinden - mit dem Wissen, daß man sich wieder einmal selbst um 50 Prozent des Wochenendes gebracht hatte. Aufsicht hatte immer ein anderer Erzieher. So gab es an den Alcatraz-Samstagen nette und weniger nette Stunden. Klarerweise hätten diese Leute auch lieber anderes getan, als sich den Samstag Nachmittag mit den übelsten Typen der Schule um die Ohren zu schlagen. Einige bestraften das mit stupiden Aufgaben und harschem Ton, andere ließen uns die regulären Hausaufgaben machen und gingen sogar mit uns Fußballspielen. Obwohl: Spaß war an diesen Nachmittagen immer strengstens verboten. Schließlich sollten die Stunden Gelegenheit geben, über die eigenen Verfehlungen nachzudenken. Wenn man sich auch nur die geringste Kleinigkeit zu Schulden kommen ließ, durfte man womöglich gleich nächste Woche noch einmal in der Schule schmoren. Und: Direx Bruno, der ja- wie beinahe alle anderen Brüder - im Schulgebäude wohnte, schaute auch manchmal vorbei und ließ seinen Sermon ab.

Ich habe übrigens 1997 versucht, an meine damaligen Wochenhefte mit all den hübschen Eintragungen heranzukommen. Vergeblich. Alle Hefte werden nach einer gewissen Zeit verbrannt, wurde mir mitgeteilt.

Im Gegensatz zur Volksschule hatten wir nun auch nicht mehr eine Klassenlehrerin, sondern lauter verschiedene Professoren. Eines blieb gleich: Der Erzieher für den zweiten Teil des Tages. Unserer hieß Albert Buschek. Dieser hatte eine Eigenheit, die es ihm in der Umgebung von zwölfjährigen Knirpsen nicht unbedingt leicht machte: Einen steifen Hals. Er konnte den Kopf nicht nach links und rechts drehen, sondern mußte immer die Drehung mit dem ganzen Körper machen. Das ist eigentlich gar nicht komisch - für einen respektlosen Halbwüchsigen aber doch. Das wußte auch „Präfekt Buschek“ und ließ deswegen von vornherein keine Respektlosigkeit aufkommen. Er war ziemlich streng und ungut. Wenn ich heute darüber nachdenke, aber eigentlich immer gerecht dabei. Sein Lieblingsvokabel wurde bald zum geflügelten Wort: „Schwätzen“. Das war damals neu für uns und dementsprechend lustig (vorausgesetzt ein anderer wurde gerade getadelt). Da fällt mir ein: „Tadel“ lautete die offizielle Bezeichnung für eine negative Eintragung ins Wochenheft, „Lob“ für eine positive. Heute treffe ich Buschek ab und zu in Floridsdorf und wir unterhalten uns ungezwungen über damals. Ich glaube, er ist im Grunde ganz okay und machte damals einfach, was für einen reibungslosen Ablauf notwendig war. Damals war er freilich ein Alptraum für mich.

Die Lehrer hatten auch keinen leichten Stand. Am schlimmsten erwischte es vermutlich unsere Deutsch- und Geographie-Professorin. Hedwig Semelka versuchte, ihren Unterricht über die „Gute Freundin“-Schiene zu gestalten und wurde beinhart von uns auf den Boden der Realität zurückgeholt. Ich glaube, es war eine Exkursion ins Planetarium, wo wir uns dermaßen aufführten, daß sie einen hysterischen Schreikrampf bekam. Damals war das natürlich eine Riesengaudi, heute ist es nicht mehr so lustig, wenn man darüber nachdenkt. Nach diesem Vorfall im Planetarium wurde es auf jeden Fall ungut mit ihr und ich bekam zu allem Überfluß in der dritten Klasse eine Nachprüfung in Geographie(!) aufgebrummt. Überflüssig zu erwähnen, daß ich der einzige in der Klasse, wenn nicht sogar in der Schule war, dem das gelang. Ich sehe mich heute noch in den Sommerferien bei meiner Oma sitzen und das Klima in Südamerika buffeln.

Ein Scheiß-Sommer war das. Zumal ich auch noch eine Nachprüfung in Mathematik hatte. Dafür konnte der Lehrer nichts. Der hieß Peter Strass und war wirklich nett. Aber ich ließ ihm durch meine schwachen Schularbeiten eigentlich keine andere Wahl, als mich in den Ferien büffeln zu lassen. Eines gleich vorweg: Es sollte nicht die einzige Mathe-Nachprüfung bleiben. Soweit ich mich erinnere, rettete mir Strass aber dann im Herbst das Schuljahr, indem er mich bei der Nachprüfung enorm unterstützte. Ich hatte natürlich gelernt wie ein Tier, aber Zahlen und Formeln waren und sind ein rotes Tuch für mich. Aber, wie es nun einmal im Leben so ist: Strass bekam seinen Einsatz für die Nicht-Verlängerung meiner Schul-Karriere nicht belohnt. Und das kam so: Philipp Klos und ich übten uns eines Tages darin, uns hinter dem Rücken der Lehrer zu piesacken. Stöße, Tritte, Klapse, usw. Der Reiz dabei: nicht erwischt zu werden und dennoch den anderen zu treffen. Als wir mit Strass auf dem Weg in ein Klassenzimmer waren, passierte es. Bei Durchqueren einer dunklen Passage holte Philipp in der Annahme, ich stünde hinter ihm, zu einem Ellbogencheck aus. Leider war es Strass, der den Hieb in die Magengegend bekam. Er reagierte jedoch cool: „Hör auf damit“, preßte er unter Schmerzen im Halbdunkel hervor. Über diese Geschichte müssen Philipp und ich heute noch lachen.

Eine andere Story ist zwar nicht minder erheiternd, aber ein wenig grausiger: Ich saß in der vorletzten Reihe der Klasse, hinter mir nur noch Ulli Müller und Bernhard Rossmann. Plötzlich hörte ich ein Geräusch, als wenn jemand eine Cola-Dose aufmacht. Ich dachte mir noch, wer wagt es, vor den Augen von Buschek mitten im Studium (so der Name der Zeit für Hausaufgaben am Nachmittag) ein derartiges Wagnis einzugehen. Als ich mich umdrehte, klärte sich alles auf: Ulli hatte seine Schreibtischlade herausgezogen und in dieselbe hineingekotzt. Der Gestank war unerträglich. Ich glaube, wir wechselten an diesem Tag sogar den Klassenraum. Vor den anderen Schülern zu kotzen war überhaupt eine der schlimmsten Sachen, die man sich erlauben konnte, da man sofort bei jedem unten durch war.

In Strebersdorf war es Brauch und Sitte, daß am Nachmittag eine „Milchpause“ zelebriert wurde. Zu diesem Zwecke mußten immer zwei Schüler in die Küche pilgern und eine Kiste mit trockenem Brot, Milch, Kakao oder Vanillemilch holen. In der Küche führte eine Dame Regiment, die leider-gottes mit einem Manko zu leben hatte, die es ihr unter Schülern auch nicht unbedingt leicht machte: Sie hatte einen Wolfsrachen und rangierte bei uns als „Oberlippenköchin“. Immer wenn sie im Speisesaal auftauchte, verließ viele der Appetit. Aber zurück zur Milchpause: Milch wurde von vielen verweigert, Kakao war ungleich beliebter. Aber nichts gegen Vanillemilch. Die gab es, wie gesagt, nur alle heiligen Zeiten, und alle prügelten sich darum, zumindest zwei Packerl zu bekommen. Für die „Milchkistenträger“ war das angenehm, denn so war die Kiste beim Zurücktragen leer - sprich leicht. Auf dem Weg zur Küche mußte man durch den Keller in ein anderes Gebäude. In den Gängen spannten sich über den Köpfen kleine Traversen. Als Philipp und ich eines Tages mit einer vollen Milchkiste zurück auf dem Weg zur Küche waren, kamen wir auf die glorreiche Idee, unsere Last zu vermindern, indem wir auf jede Traverse ein Milchpackerl stellten. Darüber hauten wir uns währenddessen natürlich furchtbar ab, was wiederum einen Bruder, der plötzlich um die Ecke bog, erboste. Er stutzte uns wegen unserer Gackerei zurecht, bemerkte jedoch nicht die Dutzenden Milchpackerl, die über seinem Kopf standen. Hätte er die gesehen, wären wir unten durch gewesen. Aber wir kamen wieder einmal mit einer Blödheit durch.

Natürlich gab es auch im Gymnasium Skikurse. Lunz am See war jedoch passè: Es ging nach Radstadt. Und dort gebärdeten wir uns wirklich wie die Tiere. Jedermann hörte damals übrigens „Falco 3“ mit „Amadeus“, „Jeannie“ und all den anderen Hits. Das ist mir nur unauslöschlich im Gedächtnis geblieben. Einer von Philipps und meinen liebsten Spielkameraden war Oskar Pawelka. Seine beste Eigenschaft: Er ließ sich so gut wie alles gefallen. Also sperrten wir ihn eines Abends nackt auf den Balkon. Draußen war es ziemlich kühl und es war für alle (bis eben auf Oskar) eine Riesenhetz. Ein anderer Streich konzentrierte sich auf einen Stoffbären, den Oskar mit auf den Skikurs genommen hatte. Philipp und ich steckten ihn in ein mit Wasser gefülltes Gefäß

und ließen ihm am Balkon „Eispatschen“ anfrieren. Das Hallo war natürlich groß. So groß, daß wieder einmal ein Lehrer in unser Zimmer platzte, um nach dem Rechten zu sehen. Die Strafen für derartige Disziplinlosigkeiten waren einfallslos, aber wirksam: Wer jemals eine Stunde barfuß auf einem schlecht geheizten Gang einer Schülerpension verbracht hat, weiß wovon ich spreche. Die ultimative Strafe wurde immer nur angedroht, aber nie durchgeführt: Das vorzeitige nach Hause Schicken eines Schülers - verbunden mit Schulausschluß.

Ein beliebter Weg, seine Nachmittage in Strebersdorf über die Runden zu bekommen, waren Neigungsgruppen. Derer gab es viele: Musikinstrumente, Sport, etc. Meine Mutter ließ mich damals Klavier lernen. gemeinsam mit Alexander Mayrhofer pilgerte ich jeden Dienstag zu den Klaviersälen und trieb die Lehrerin zur Weißglut. Denn: Ich wollte und konnte keine Noten lesen. Mit einem Trick kam ich anfangs durch. Ich ließ mir von der Lehrerin ein Stück vorspielen, merkte mir die Tasten und spielte es dann mit vereinzelt Blicken auf's Notenheft nach. Ich konnte immer nur nach Gehör spielen - das blieb auch so, als ich Jahre später selbst Keyboard zu spielen begann. Damals war es schnell vorbei mit der Freude am Musizieren. Mayrhofer und ich gingen zwar regelmäßig in die Stunden (um nicht in der Klasse lernen zu müssen), versuchten uns dort aber immer zu verstecken. Ein paar Mal gelang es auch, eine Stunde hinter einem Flügel geduckt zu verbringen, ohne daß uns jemand zum Spielen anhielt. Blöd - wie Kinder eben sind.

Eine Zeitlang war ich auch in der Tischtennis-Neigungsgruppe und brachte es dort sogar zu einigem Können. Bei der einzigen Schulmeisterschaft, an der ich teilnahm, wurde ich sogar Neunter. Durch Reinhard Pock und Bernhard Rossmann wurde irgendwann auch meine Leidenschaft für's Schachspielen geweckt. Ich war nicht wirklich gut, dennoch brachte ich es auch hier bei der Schulmeisterschaft zu einer guten Plazierung. Mein genialer Trick: Ich überredete anfangs alle meine Gegner, mit mir ein Remis zu spielen. Denn dafür gab es auch Punkte. Da keiner von den anderen wußte, wie gut ich war stiegen sie darauf ein und ich war in der Endwertung viel besser, als ich es eigentlich verdient hatte. Eines Tages stieß ich auch zur Schauspieltruppe der Schule. Das war recht amüsant. Ein wirklicher Fortschritt scheiterte letztendlich aber an meiner Scheu, vor anderen zu agieren. Der Höhepunkt meines Schaffens in Strebersdorf: Die (stumme) Rolle eines am Wirtshaustisch hockenden Bauern in „Lumpazivagabundus“. Außerhalb der Schule stand ich auch einmal auf der Bühne: Mit Gerald Pichowetz's „Bühne 21“ im Haus der Begegnung. Im „Bockerer“ spielte ich einen Zeitungsjungen, der zweimal „Extraausgabe“ brüllen durfte.

In der dritten Klasse Gymnasium passierte dann das Unglaubliche: Plötzlich kamen durch die Zusammenlegung zweier Klassen Mädchen zu uns - eine Entwicklung, die wir zwar alle begrüßen, aber mit der wir - in Ermangelung entsprechender Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht - nicht wirklich umgehen konnten. Für uns waren Mädchen wie Wesen von einem anderen Stern - oder besser gesagt: Die Wesen aus der Parallelklasse, die man mit scheuen Blicken hie und da beobachtete. Zu allem Überfluß stand damals auch noch in Biologie die sexuelle Aufklärung auf dem Stundenplan. Eine wirklich peinliche Sache, wenn man damals zu einer Stundenwiederholung aufgerufen wurde und vor Mädchen(!) all diese Worte in den Mund nehmen mußte. Ich weiß, heute klingt das lächerlich. Aber damals war das wirklich ein Problem. Viele gaben lieber vor, nichts zu wissen, als einmal vor der Klasse „Penis“ oder „Vagina“ sagen zu müssen. Dabei war der entsprechende Lehrer, Prof. Metzger, wirklich okay.

Thomas Tesar machte eines Tages den Vorschlag, eine Zeitung machen. Mir ist nur mehr der Name in Erinnerung geblieben: „Whises“ - keine Bedeutung, aber klingt cool, meinte Tesar. Es kam nie zu einer Ausgabe, nur zu ein paar Entwürfen. Dafür verkauften „Oberstufler“ eines Tages in der Aula eine wirklich tolle Zeitung: David Illetschko, ein begnadeter Zeichner aus einer der oberen Klassen, hatte Wahnsinns-Cartoons zu Papier gebracht. Unter anderem den Sprung eines recht wohlbeleibten Bruders vom 10 Meter-Brett. Das war damals wirklich ein Hammer - und natürlich auch ein Skandal. Vorsichtshalber hatte der Verfasser gleich in die Zeitung geschrieben, daß nur er alleine für den Inhalt verantwortlich zu machen sei. Keine Ahnung, was wirklich mit ihm passier-

te. Immerhin erschien ein paar Wochen später noch eine Ausgabe mit nicht minder respektlosen Zeichnungen.

Beinahe hätte ich noch ein essentielles Detail vergessen: Die Klassen in Strebersdorf sahen alle gleich aus - ein Klassenzimmer und eine angrenzende, zirka 10 Quadratmeter große Garderobe. Ich weiß nicht, wer seinerzeit Pionierarbeit auf diesem Gebiet leistete, aber es war durchaus legitim, sich während des Studiums in die Garderobe „prüfen“ zu gehen. Die offizielle Variante: Zwei Schüler fragen sich Vokabeln oder irgendetwas anderes im Nebenraum ab, um die anderen nicht zu stören. Die inoffizielle Wahrheit: Zwei Schüler machen, ein wenig dem Blick des Erziehers entzogen, solange Blödsinn, bis sie a) durch Kichern auffallen oder b) von einem anderen Schülerpaar, das diese Privilegien auch genießen will, abgelöst werden. Philipp und ich hatten beim „Prüfen“ eine bevorzugte Beschäftigung: Wettfurzen oder -rülpsen. Nun ja, es war ja nicht so, daß wir aus einer Vielzahl anderer Talente auswählen konnten. Für einen Zwölfjährigen ist die Beherrschung des eigenen Körpers schon ein Mirakel, das es kräftig auszutesten gilt. Und mit der Zeit wurden wir wahre Meister. Philipp schwörte auf „Baked Beans“, ich war König im Freistil-Furzen, sprich der Umwandlung jeder beliebigen Nahrung in den gasförmigen Zustand. Wer lauter konnte, war der Sieger. Wer so laut furzte oder so laut lachte, daß der Erzieher draußen hellhörig wurde, hatte im wahrsten Sinn des Wortes „ausgeschissen“ (man verzeihe das rüde Wortspiel). Detail am Rande: Ullis vollgekotzte Lade stand für den Rest des Schuljahres zum „Ausstinken“ in besagter Garderobe. Nachdem sich der Geruch halbwegs verzogen hatte, deponierte Alexander Mayrhofer seine Hausschuhe darin. Die waren übrigens auch Pflicht. Wer in Socken oder - noch schlimmer - in Straßenschuhen angetroffen wurde, hatte mit Stunk zu rechnen.

In meinem letzten Jahr in Strebersdorf hätten mir beinahe noch meine schulischen Leistungen einen Strich durch die Rechnung gemacht: In Latein war ich erbärmlich - trotz aller Nachhilfe, die ich kriegen konnte. Unser Professor, ein alter Haudegen namens Kemetmüller, verpaßte mir doch tatsächlich ein „Nicht genügend“ im Jahreszeugnis. Ich nahm es lächelnd zur Kenntnis, da zu diesem Zeitpunkt schon feststand, daß ich das TGM (Technologisches Gewerbemuseum) in der Jägerstraße besuchen sollte. Und dort durfte man auch mit einem „Fladen“ in Latein aufsteigen. Ich weiß bis heute nicht, ob das damals legal war. Aber zumindest hat sich keiner aufgeregt. Ich denke, die Brüder in Strebersdorf waren im Grunde alle recht froh, mich los zu sein - ein Gefühl, daß auf Gegenseitigkeit beruhte.

III. HTL

Um noch einmal kurz auf Latein und Prof. Kemetmüller zurückzukommen. Ganz so lächelnd quittierte ich den Latein-Fünfer in Wahrheit doch nicht. Denn ins TGM durfte nicht jeder dahergelaufene Gymnasiast. Es gab eine Aufnahmeprüfung, deren Ergebnis ziemlich zeitgleich mit dem Abschlußzeugnis der 4. Klasse Gymnasium veröffentlicht wurde. Ich erinnere mich noch gut daran, mit Philipp, der ebenfalls diesen Weg einschlug, aufgeregt zur neuen Schule geradelt zu sein, um einen Blick auf die Listen zu werfen. Die Freude war groß - nicht zuletzt wegen des dadurch zur Farce geschrumpften Latein-Fünfers.

Das TGM war ein imposantes Gebäude. Fünfzehn Stock hoch, sechs Schülerlifte (für Lift-Entwöhnte Strebersdorfer natürlich eine Sensation) und das Wichtigste: Den Standort konnte man annähernd als „in der Stadt“ bezeichnen. Bis zu diesem Zeitpunkt war ich höchstens einmal an Sonntagen, wenn die Familie beim Innenstadt-Chinesen „Mandarin“ einfiel wie die Hunnen, über den Spitz hinausgekommen. Jetzt verließ ich jeden Tag den Bezirk. Geschickterweise zog meine Familie just zu diesem Zeitpunkt in die Schwarzlackenu, was meinen Schulweg um gut eine halbe Stunde verlängerte. Egal - die Uhren gingen so und so wieder einmal anders. Eigentlich wußte ich gleich, daß es eine Schnapsidee war, eine handwerkliche Niete wie mich in eine technische Schule gehen zu lassen. Aber erstens befand das meine Mutter als chancenreichste Ausbildung und zwei-

tens hatte ich mit Philipp jemanden an meiner Seite, der das lästige Kennenlern-Prozedere unter Halbwüchsigen für mich ein wenig erleichtern würde. Wenn man schon jemand kennt, geht gleich alles viel leichter. Einziges Problem dabei: Der gewohnte Ulk aus Strebersdorf zwischen uns setzte sich 1:1 fort. Und das behagte den Lehrern, die energisch versuchten, bei den „Neuen“ eine starke Hand anzulegen, ganz und gar nicht.

Am TGM gab es zwar keinen „Wochenbericht“ und keinen durch die Klasse schleichenden Direktor mehr - dafür kursierte eine viel unangenehmere Strafe: Wer dem Unterricht nicht folgte, kam irgendwann nicht mehr mit und stand vor ganz schönen Schwierigkeiten. Denn das Niveau war ganz schön happig. Um es gleich vorwegzunehmen: Ich sauste in der ersten Klasse mit Pauken und Trompeten durch. Und wenn ich sage, mit Pauken und Trompeten, dann ist das keine Übertreibung. Sechs „Nicht genügend“ (Mathe, DG, Physik, Chemie, Grundlagen der Elektrotechnik, Fertigungstechnik und Konstruktionslehre) und drei „Genügend“ (Geographie, Werkstätte, Stenotypie) stehen im Jahreszeugnis des wohl schwächsten Jahres meiner gesamten Schullaufbahn. Und auch wenn es heute vielleicht lächerlich klingt: Der Auslöser für dieses Totalversagen war eine einzige versaute Stundenwiederholung. An mir wurde das berühmte Premieren-Exempel der 1CN, Jahrgang 1987/88 statuiert. Als „Henker“ fungierte Prof. Kraus, seines Zeichens FTKL-Lehrer. Er suchte sich den aufsässigsten Witzbold der Klasse aus, um in der zweiten Stunde den Rest der Truppe mit der neuen Gangart in der HTL vertraut zu machen. Die Chance, in einer 36köpfigen Klasse, zur Wiederholung dranzukommen, ist gering. Was mir im Lotto niemals gelang, schaffte ich im TGM. Ich wurde aufgerufen, rausgerufen und zur Sau gemacht. Es war wirklich peinlich. In jedem anderen nicht-technischen Fach hätte ich vielleicht irgendetwas daherstottern können. In der fremdländisch klingenden „Fertigungstechnik und Konstruktionslehre“ hatte ich in der zweiten Unterrichtsstunde nicht einmal den Namen des Lehrers behalten. Es war, wie gesagt, eine Hinrichtung und letztendlich der Anfang vom Ende. Denn wenige Stunden später schien jeder andere Lehrer zu wissen, daß ich ultimat versagt hatte.

Von da an hatten mich so gut wie alle im Auge. Und ich gab ihnen - mit fleißigen Bemühungen, die Rolle des Klassenclowns so gut wie möglich zu spielen - einiges zu beobachten. Das Fatalste an der ganzen Sache war jedoch: Mich interessierte die Nachrichtentechnik nicht die Bohne. Das war nicht meines und ich wußte genau, daß es das auch nie werden würde. Aber das hätte damals nur wie eine schlechte Ausrede geklungen und Alternativen waren für mich auch keine in Sicht. Als Vierzehnjähriger ist man echt hilflos: Man kann sich in dem Alter einfach nicht vorstellen, was man den Rest seines Lebens machen will. Trotzdem muß man die Weichen stellen.

Aber zurück zum Schulalltag am TGM: Neben den Lehrern gab es auch einen Schulwart, der vor allem den ersten Klassen Mores lehren sollte: Er trug den klingenden Namen „Rudolf“. Ich kam erst nach meiner Matura drauf, daß das sein Nachname war - Herbert Rudolph. Ich lernte ihn Jahre später als freiwilliger Unterstützer des Floridsdorfer Bezirksmuseums kennen und mir fielen beinahe die Augen aus dem Kopf. Denn dem TGM-Schulwart hätte ich an der Stätte seines Wirkens alles zugetraut - von Schlammcatchen bis Rülps-Contesten - nur nicht ein Engagement für die Kultur. Zur Erklärung: Er schlurfte zumeist in den Pausen mit verdrecktem, blauen Arbeitskittel durch die Gänge und fühlte sich beflissen, jedem zu erklären wie die Welt funktioniert. Als Parade-Strafe für diverse Übeltaten wurde immer dasselbe angedroht: Das Ausfegen des Schulhofes (der nebenbei bemerkt ungefähr die gleiche Ausdehnung hatte wie der Rote Platz in Moskau). Als blutjunger Neuling glaubt man diese Geschichten natürlich.

Obwohl: Es gab weitaus Schlimmere als „Rudolf“, der im Grunde ein netter Kerl war. Der Lehrer für Darstellende Geometrie, Professor Gerhard Muth, dürfte wirklich ein gravierendes Problem gehabt haben. Seine Vorstellung, wie z.B. ein Stören seines Unterrichts zu vergelten sei, darf ruhigen Gewissens als krank bezeichnet werden. Einmal ließ er einen Schüler auf die Straße hinunter gehen. Dort solle er zum Klassenfenster im 12. Stock hinaufwinken und dann wieder - zwölf Stock zu Fuß - in den Unterricht kommen. „Wehe, wenn ich dich nicht winken sehe“, meinte Muth - und

er meinte es nicht komisch. Wenn ich mich richtig erinnere, schickte er mich auch einmal auf eine solche Tour - allerdings ohne „Wink-Auflage“. Ich hockte mich auf einen Kakao ins Buffet, fuhr mit dem Lift bis in den 11. Stock, keuchte den verbliebenen Stock hinauf und gab vor, alles nach Wunsch absolviert zu haben. Ein anderes Mal versuchte er einen Schüler, Christian Steiner, zu demütigen, indem er ihn die Klasse aufkehren ließ - mit einem kleinen Bartwisch und Schaufel. Steiner machte es einmal und nach einer Anweisung Muths ein zweites Mal. Als dann der Lehrer noch immer nicht genug hatte, warf er Schaufel und Besen in ein Eck, zeigte Muth den Finger und verließ die Klasse. Überflüssig zu erwähnen, daß er über dieses eine Jahr am TGM nicht hinauskam - allerdings wegen mangelnder Leistung, nicht wegen Muth - der diesen Vorfall übrigens mehr als peinlich fand und sicherlich seines dazu tat, daß er vor den anderen Lehrern unerwähnt blieb. Dennoch: Muth hatte zweifelsohne einen krankhaften Zwang, Schüler vor den anderen bloßzustellen. Deswegen hielt er es in DG auch mit einer ganz besonderen Taktik des Hausaufgaben-Verbesserns. Er sammelte die Zeichnungen nicht etwa ab, sondern ließ sämtliche Schüler in Fünfergruppen vor seinem Schreibtisch aufmarschieren. Wer mit leeren Händen in der Schlange stand, durfte sich schon auf die Show freuen, deren Hauptdarsteller er in Kürze sein würde. Nicht selten mußte man nach einer nicht abgegebenen Hausübung für den Rest der Stunde an der Tafel den Hampelmann machen. Und selbst jene, die die in Auftrag gegebenen Zeichnungen vorzuweisen hatten, machte er zur Sau. Sobald der kleinste Rotstift-Strich von Muth angebracht wurde, mußte die Zeichnung nochmal gemacht werden. Ich hatte mit Muth in allen Jahren Probleme, in denen ich ihn als Mathematik- oder DG-Lehrer hatte.

Noch schlimmer war jedoch mein Verhältnis zu einem Werkstättenlehrer namens Altenburger. Werkstätte - das war für Neulinge im TGM vermutlich die schlimmste Erfahrung. Schraubstöcke, Drehbänke, der Geruch nach Schmieröl und dazu ekelhafte „Blaumänner“, die man einen ganzen Tag pro Woche am Körper tragen mußte. Altenburger war ein seltsames, verhärmtes Mandl, das offensichtlich nicht mehr viel Spaß an der Arbeit hatte - schon gar nicht mit Jugendlichen. Spaß war absolut verboten. Aber der kam bei stupiden Werkstücken, wie dem „U-Stahl“ ohnehin nicht auf. Fast ein ganzes Jahr lang mußte man ein Stück Stahl geradefeilen und mit diversen Bohrungen und Gewinden versehen. Als im ersten Jahr TGM sich immer deutlicher abzeichnete, daß ich wohl repetieren muß, war meine größte Sorge, daß ich noch einmal wie ein Idiot an einem U-Stahl herumfeilen mußte. Ich bekam dann gottseidank eine andere Aufgabe.

Aber zurück zu Altenburger: Ich kann mich nicht mehr erinnern, was unsere Feindschaft auslöste. Ich weiß nur mehr, was ihr Höhepunkt war: Als mich Altenburger wieder einmal grundlos anschnauzte, ich solle aufhören zu lachen, erwiderte ich: „Ich glaube, sie leiden unter Verfolgungswahn.“ Er zog wutschnaubend ab. Doch das ganze hatte dann keine Konsequenzen. Als ich als Repetent 1988/89 wieder in der Werkstätte Einzug hielt, beachte er mich das ganze Jahr über mit zynischen Meldungen, wann ich endlich endgültig das Handtuch werfen würde. „Wieder ein warmer Winter, den sie im TGM verbringen, Seltenreich“, war einer seiner Lieblingssprüche. Ich glaube, Altenburger war der einzige Lehrer, der sich über mein Sitzenbleiben in der ersten Klasse mehr ärgerte als ich mich selbst.

Philipp Klos schaffte die 1. Klasse übrigens auch nicht. Er verließ das TGM jedoch überhaupt, um Koch und Kellner am Judenplatz zu lernen. Dafür fand ich in Thomas Fleischmann einen mehr als gleichwertigen Gesinnungsgenossen. Auch er blieb in der „ersten Ersten“ sitzen. Fortan waren wir unzertrennlich. Die restlichen fünf Jahre saßen wir nebeneinander in der ersten Reihe - unmittelbar vor dem Lehrertisch und hatten immer unseren Spaß - wie trist die schulischen Zeiten auch waren. „Fleischi“ animierte mich dazu, Zeichnungen über den Schulalltag und die Lehrer zu machen. Im Laufe der Jahre wurden es ganz schön viele. Teilweise ziemlich starker, sprich orditärer Tobak. Stunk wegen einer Zeichnung hatte ich jedoch nur ein einziges Mal. Fachlehrer Lang, der die Lötwerkstätte leitete, erzählte eines Tages, wie er auf der Straße beinahe in eine Schlägerei geraten wäre, weil er einem anderen Autofahrer den Vogel gezeigt hatte. In meiner Variante der Geschichte, die ich in der nächsten Pause zu Papier brachte, kam es zur Schlägerei und ein ziem-

lich gut getroffener Fachlehrer Lang saß im letzten Bild in den Trümmern seines Wagens. Ich ließ mich breitschlagen, ihm die Zeichnung zu zeigen und er rastete komplett aus. Seitdem konnte er mich einfach nicht mehr leiden - und ich schwor mir, nie mehr Zeichnungen außerhalb der Schülerebene kursieren zu lassen. Ein Vorsatz, der bis zur Veröffentlichung der Maturazeitung hielt. Aber dazu später.

Wenn man noch einen Beweis braucht, wie schlecht ich im TGM wirklich war, kann man das zweite Zeugnis der ersten Klasse heranziehen. Trotzdem ich den ganzen Sermon ein zweites Mal durchgekaut hatte, standen noch immer vier „Genügend“ zu Buche. „Wird schon besser werden“, dachte ich mir. Ich hatte unrecht.

In der zweiten Klasse gab es einen Altbekannten zu begrüßen: Al Ernstmannslehner (Name auf Wunsch des Betroffenen geändert) war in der Zweiten hängengeblieben und so wieder mit Fleischi und mir vereint. Eine schicksalshafte Fügung, die unter anderem zur Gründung einer Band führen sollte, die (gottlob?) nie so gut wurde, um irgendwo auftreten zu können. Mit Ernstl war das Spaß-Trio komplett. Einziger Nachteil: Mit seiner Selbstbeherrschung war es nicht gut bestellt. Ein Witz genügte und er prustete los, während Fleischi und ich mit Unschuldsmiene daneben saßen. Ernstls Glück: Als Klassensprecher genoß er eine gewisse Narrenfreiheit. Abgesehen davon war er schulisch immer so gut, daß ihm die Lehrer wohlgesonnen waren. Zum Eklat kam es lediglich einmal - beinahe. Am Skikurs hatte Ernstl dem Alkohol mehr zugesprochen, als er vertragen konnte. Ein Zustand, der meist schon nach zehn Minuten erreicht war. Jedenfalls schoß er sich in seiner Fett'n auf Prof. Trybus ein - einem ziemlich kleingewachsenen und daher komplexbeladenen Lehrer. Lauthals „Da Trüphilus, da Trüphilus“ lallend, mußte Ernstl von uns im Zimmer eingesperrt werden, um Schlimmeres zu verhindern.

Das absolut Schlimmste, was sich im TGM Professor nennen durfte, war Prof. Othmar Fischer, seines Zeichens Laborlehrer. Aufgrund seiner feuchten Aussprache fungierte er bei uns als „Profeffa Fiffa“. Fleischi, Ernstl und ich bildeten eine Laborgruppe, was grenzenlosem Gaudium natürlich Tür und Tor öffnete. „Fiffa“ war ein Unikum, das man mit Worten schwer beschreiben kann. Mit ihm von Angesicht zu Angesicht zu reden, war eine ziemlich ungünstige Angelegenheit. Ungünstig und ziemlich riskant. Denn hinter „Fiffa`s“ Rücken lugte die gesamte restliche Klasse mit geschürzten Lippen hervor. Wer da ernst bleiben konnte, war wirklich ein Meister der Selbstbeherrschung. Die Schnelldenker werden schon kombiniert haben: Ernstl war wirklich ein armes Schwein in „Fiffa`s“ Stunden. Am schlimmsten war es, als ich eine ziemlich gelungene Zeichnung von Othmar mit Schweinenase gemacht hatte. Keiner von uns dreien wollte an diesem Tag „Fiffa“ in die Augen schauen, weil wir ihn sofort ins Gesicht gelacht hätten. Ernstl tat es dann schließlich auch und wir bekamen ziemlichen Stunk. Ernstl schwört heute, daß wir damals wegen der Lacherei eine Entscheidungsprüfung über die betreffende Laborübung aufgebrummt bekamen. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, wundern würde es mich jedoch nicht.

Endgültig zum Hans Wurst machte sich „Fiffa“, als er in „Wir“ auftrat und behauptete, bei einer Radarmessung von einer Laserpistole im Auge getroffen worden zu sein. Der Arzt diagnostizierte tatsächlich „Netzhautablösung“. Dennoch riß „Fiffa“ in der Sendung durch seine ekelhafte besserwissende Art nicht viel. Das Video war natürlich beliebtes Tauschobjekt in der Klasse.

Ein weiterer Spleen von „Fiffa“: Auf allen Dingen, die ihm gehörten, klebte ein Etikett: „Eigentum von Prof. Othmar Fischer“. Einmal mußten wir in die Tiefgarage, um Übungsbretter aus seinem Mercedes zu holen. Im Kofferraum waren ohne Übertreibung Dutzende Geräte und auf jedem klebte das berüchtigte Etikett.

Die beste Aufschrift, die ich jedoch jemals auf Lehrereigentum gesehen habe, stammte von einem anderen Laborlehrer: „Gewalt ist die Intelligenz der Dummen.“ Das ist eine wirklich elegante Ausdrucksweise für „Wer dieses Ding ruiniert, steckt bis zum Hals in Schwierigkeiten“.

Zumeist steckte man im TGM jedoch bis zum Hals in Arbeit. Neben DG war wohl FTKL das arbeitsintensivste Fach. Hier mußte man mit Tuschestiften agieren - für ungeübte Hände eine Höllenqual. Der kleinste Fehler und man konnte das betreffende Transparentpapier mit kräftigen Flügen vom Zeichenbrett reißen. In Ermangelung des nötigen Wissens zeichnete ich immer im Kollektiv. Ernstl und Fleischi erduldeten mich dankenswerterweise hie und da an ihrer Seite. Mit Fleischi zeichnete ich eine Zeitlang immer in der Rechtsanwaltskanzlei seines Vaters bei der Maroltingergasse. Meistens in der Nacht vor dem Abgabetermin. Diese Nächte werden mir immer in Erinnerung bleiben. Auch das sind Gefühle, die man Unbeteiligten mit Worten nicht vermitteln kann. Einerseits die Freude über das Zusammensein, andererseits die lähmende Arbeit und die immer hartnäckiger werdende Müdigkeit. Die Pausen bei der Kaffeemaschine oder vor dem PC mit „Lemmings“ oder „War“, während draußen im nächtlichen Ottakring kein Mensch auf der Straße war. Meistens mühten wir um 3 oder 4 Uhr noch ein bißchen, bevor wir mit dem 46er, U6 und 34A zum TGM zuckelten. Im Laufe der Jahre wurden die Tuschezeichnungen durch Computerprogramme ersetzt, aber die Ingredienzien dieser „Ottakringer Nächte“ blieben immer gleich. Sie zählen vermutlich zu meinen schönsten Erinnerungen aus dieser Zeit.

Eine weitere Besonderheit des TGM waren die, eingangs schon einmal erwähnten, Schüleraufzüge. Die Fahrt darin gestaltete sich in der Früh und in den Pausen wirklich kriminell. Man stelle sich vor: Eine Stampede von ungeduldigen Jugendlichen, die in einen Blechkasten drängt. Zeitweise konnte man es schon mit der Angst bekommen. Kaum daran zu denken, falls so eine Sardinenbüchse einmal vollbeladen steckengeblieben wäre. Der Begriff „Klaustrophobie“ wäre vermutlich neu definiert worden. Mit Fortdauer der Jahre entwickelte man auch immer neue Fertigkeiten in Bezug auf den Lift - etwa, wie man verhindern konnte, daß die Kabinentür sich in einem bestimmten Stockwerk öffnete. Es gab da eine gewagte Tastenkombination, bei der man alle Gliedmaßen einsetzen mußte. Durch die Blechtür war dann immer das Geschnaube der nicht eingelassenen Schulkollegen zu hören. Es wurde stets mit einem zügellosen Gegacker der siegreichen Liftbesatzung quittiert.

Ein weiterer Fixpunkt waren die unvermeidlichen Feueralarme. Zweimal im Jahr gab es angemeldete, aber im Schnitt bimmelte es wahrscheinlich vier oder fünfmal pro Klasse wegen eingegangener Bombendrohungen. Eigentlich war so ein Feueralarm ja ganz nützlich. Der Haken an der Sache war jedoch, daß man danach zu Fuß elf oder zwölf Stockwerke zurück in die Klassen mußte, da die Lifte ja durch den Alarm deaktiviert worden waren.

Unbedingt erwähnt werden muß hier auch noch das Ernährungsproblem: Es gab jeden Tag beinahe eine Stunde Mittagspause, in der sich die Hunderten TGMler auf Nahrungssuche begaben. Bevorzugte Ziele: Die Filialen der Ketten „Hofer“ und „Ledi“. In einem Notizheft für die Maturazeichnung habe ich die passende Phrase „Die Rückkehr der Ledi-Ritter“ entdeckt. Es war furchtbar. Jeden Tag beschränkte sich das Mittagessen auf letscherte Weckerl, Knabernossi und sonstige Sachen. Beim Buffet kam noch der eine oder andere Kakao dazu. Als Alternative gab es zwar die Mensa, doch die hatte so einen schlechten Ruf, daß man bei allen unten durch gewesen wäre, wenn man wirklich dort gegessen hätte.

Meine schulischen Leistungen am TGM waren weiterhin alles andere als berauschend. Zweimal fing ich eine Nachprüfung in Mathematik, die mir erneut die Sommerferien versauten. Dennoch änderte sich etwas am Verhältnis zu den Lehrern. Sie waren nicht mehr der große „Feind“ von früher, sondern wurden - bis auf wenige Ausnahmen - zu wirklichen „Freunden“. Oder nennen wir es besser „Kollegen“ - das klingt unverfänglicher. Natürlich schimpfte man trotzdem über sie, wenn man sich wieder einmal eine Nacht mit diversem Stoff um die Ohren schlagen mußte. Aber es war eine Art Respekt, die, zumindest für mich, völlig neu war. Aber auch innerhalb der Klasse bildete sich eine Bindung und ein Zusammenhalt, der einem den Rücken stärkte. Dabei blieben wirklich viele auf der Strecke. Die 1CN hatte noch 32 Köpfe gezählt. Fünf Jahre später traten 17 Leute zur Matura an. Einer jener, die im Laufe der Zeit ausschieden, war Po-Ting Lin. Mit ihm beschäftigte

sich damals sogar die Polizei. Er blieb eine Zeitlang unentschuldig dem Unterricht fern, bis eines Tages die Geschichte die Runde machte, er sei auf einem deutschen Flughafen mit einer Bombe aufgegriffen worden. Die Wahrheit war dann weitaus unspektakulärer. Zwar war er wirklich dort gewesen, war aber nur aufgegriffen worden, weil er einen Blick in seine Tasche verweigert hatte oder so. Dennoch war Po-Ting zum damaligen Zeitpunkt bereits ein sehr seltsamer Kerl. Er zuckte von einer Woche auf die andere total aus, legte sich mit allen Lehrern an, glaubte ständig, aufgrund seiner asiatischen Herkunft benachteiligt zu werden und machte einfach jeden Tag in irgendeiner Stunde ein Theater. Ihm wurde schließlich nahegelegt, die Schule zu verlassen, was er dann auch - ein Jahr vor der Matura - tat. Zwei oder drei Jahre später stand ein von ihm verfaßter Artikel im Standard, der die „faschistoiden“ Methoden der Lehrer im TGM anprangerte. Ernstl schrieb sogar eine Richtigstellung, die aber dann nie abgedruckt wurde.

Irgendwie war dann plötzlich das fünfte und letzte Jahr da, und da gab es dann wirklich eine Menge zu tun. Denn für die Matura galt es in FTKL diverse Geräte zu bauen. Fleischl, Heiko und ich (Ernstl hatte sich geweigert zu uns die Gruppe zu kommen. Er wollte ernsthaft arbeiten) sollten einen elektronischen Blutdruckmesser bauen. Sprich: Planung, Platine konzipieren, Programmieren der Routine. Mit mir war zu diesem Zeitpunkt fachlich nichts mehr anzufangen. Ich hatte, offen gestanden, keine Ahnung von dem, was da um mich ablief. Fleischl und Heiko leisteten die Arbeit, ich tat das, was ich noch halbwegs erledigen konnte. Nicht, daß mir diese Rolle angenehm gewesen wäre. Ich kam mir wirklich total unnütz vor und bedauerte es, daß ich nichts Wichtiges leisten konnte. Aber ich stand wirklich total daneben. Das Blutdruckmesser-Projekt war ein Spießrutenlauf mit Herzschlagfinale. Eine Stunde, ehe die Matura zu Ende war, funktionierte das Ding erstmals - nachdem Gerald Judmann uns die Software neu geschrieben hatte. Der Rest der Matura war stupide Auswendiglernerei von Referatunterlagen. Im Abschlußjahr hatte ich, offen gestanden, mehr Arbeit mit der Maturazeitung, als mit der Schule. Dafür konnte sich diese Zeitung wirklich sehen lassen. Ernstl, Heiko und ich waren die einzigen, die daran arbeiteten und wir blieben am Schluß sogar noch mit einem Minus von 3.000 Schilling über (wir hatten die Auflage zu hoch konzipiert), aber es hat sich trotzdem ausgezahlt. Meine größte Sorge war: Was, wenn ich die Matura nicht schaffe und die Zeitung verteilt wird? Eine berechtigte Sorge, denn nach dem Erscheinen waren wir wirklich geächtet im Haus. Viele Lehrer - so erfuhren wir erst später - hatten sich wirklich massiv beschwert. Teilweise zurecht - aber das beurteile ich heute freilich anders als damals.

In der Maturazeitung finden sich weitere Details über Lehrer, Schüler und Eigenheiten des TGM. Wer noch ein Exemplar will: In meinem Keller lagern noch rund 200 Kopien davon, die wir in unserem Erfolgsrausch nicht losschlagen konnten. Aber das war uns allen - mit dem Maturazeugnis in der Tasche und der Aussicht auf ein Leben ohne Lehrer, Schulordnung und all dem ganzen anderen Zeug - wirklich egal. Im Nachhinein erinnert man sich, wie bei allen anderen Dingen auch, vermutlich weitaus positiver an die Schulzeit, als es tatsächlich war. Aber eines ist sicher: Mit Freunden jeden Tag zusammen zu sein und gemeinsam durch dick und dünn zu gehen - das sollte es nie wieder für mich spielen. Durch diese Brille gesehen, ist die Schulzeit schon etwas Wunderbares - egal, wieviele Kaisers, Muths oder „Fiffas“ jeder einzelne Schüler dabei in Kauf nehmen muß.

(17. 7. 1998 - 25. 9. 1998)